

# Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als  
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“  
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der  
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Gruenwald.  
Verantwortl. Redakteur Karl Bendisch, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 7. Mai 1903.

(Nachdruck verboten.)

## Ein Sünder.

Roman von B. Buchwald.

(Fortsetzung.)

41.

Die beiden Freunde sind unterdessen hintereinander hergejagt, als verfolge einer den andern. „Firdusi“ sprengte dahin, daß kaum die Hufe den Boden berührten, wild flackernde Mähne und Schweif. Kein klares Empfinden beherrschte seines Herrn Brust. Es war ein Wirrwarr, ein finsterner Chaos in Kopf und Herzen, und in der unbeschreiblichen Qual nur die eine Wohltat empfindbar, allein zu sein in der stillen, mondhellten Nacht, nur von der Natur, von keines Menschen Auge mehr gesehen, vor ihm nicht mehr erröten zu müssen!

Rechts und links blitzen Johannisfeuer, und wo die Schatten des Waldes ihn umgeben, huschen Glückkörper, traute Mondstrahlen an ihm vorüber. Ein seltsam süß-himmliches Weben herrscht in der nächtlichen Welt, daß Zauber seine Sinne umschleicht und ihn beruhigt.

Plötzlich hört er Hufschlag hinter sich. Er gibt seinem Tiere die Sporen. Er mag keinem Menschen ins Antlitz sehen, selbst nicht in der Mondnacht. Was kann er darinnen lesen? Verachtung, Mißachtung! Lieber ins Auge des wilden Jägers, nur alles Menschliche bleibe ihm jetzt fern.

Doch auch sein Verfolger feuert sein Pferd an, es jagt, es stürmt schneller noch als „Firdusi“. Jetzt sind sie Seite an Seite, Schulter an Schulter. —

„Werner!“ — Sie halten beide.

„Witzdorf!“ Werner schämt sich des Schluchzens nicht, das aus der Kehle dringt und fast den Laut erstickt — die Freude ist zu groß, zu übermenschlich. „Das will ich Dir danken!“ schreit es stumm in seiner Seele, und er vergißt, daß er den Dank schon in die Tat umgesetzt hat. Es braust und stürmt in ihm. Die ganze weiche, reizbare Natur, welche ihn in Schuld und Fall getrieben, welche im harten Kampfe ums Dasein überwältigt worden war von der mühsam errungenen, eisernen, wird wach, wird lebendig.

Nichts hat ihn so gewaltig erschüttert, als die Treue Witzdorfs, welche ihm aus den Prunksälen der Angesehenen in die Nacht des Geächteten folgt. Wer mit den Aussätzigen verkehrt, ist verpestet; wer den Ehrvergessenen beschützt, läuft Gefahr, mit diesem identifiziert zu werden — ha, wie er sie kennt, die Schlagworte, mit welchen er und Witzdorf gerichtet werden; deutlich sieht er dazu die teils höhnischen, teils dreisten, teils

stolzen, strengen Gesichter. Dem allen hat er getrotzt, der prächtige Mensch! Werner weiß, was das heißt. Er kennt die europäische Gesellschaft mit allen ihren Ehrbegriffen, ihren Gesetzen, und wenn er ihrer im Wüstensand Afrikas nur verschwommen gedacht, jetzt steht die Erkenntnis wieder greifbar vor seinem geistigen Auge. Immer gewaltiger steht der Freund vor ihm, immer größer. Er sieht bewundernd zu ihm auf und dankbar zugleich, wie ein Sterbender, dem man noch ein letztes, liebes Wort gesagt.

„Witzdorf, Du Treuer!“ sagte er innig und ihre Hände schlugen ineinander. Es ist wie ein Abschiednehmen, aber obgleich Witzdorf diese Empfindung hat, mag er ihr nicht Raum geben.

„Ich komme mit Dir, mein Junge,“ sagte er, „wenn Du mich aufnehmen kannst.“

„Zimmer, immer, mein Gottfried,“ ist die herzliche Antwort.

Sie reiten langsam nebeneinander her; beide schweigend, da sie vor innerer Bewegung keine Worte finden können. Erst als Tiefurt vor ihnen auftaucht, sagt Witzdorf:

„Hier, dieses stille Tal, mit den Beweisen Deiner Größe, Deiner seltenen Tatkraft, wird mir trotz allem und allem noch ein herrliches Glück erblühen lassen.“

„Mein Streben macht mich irre an mir selbst,“ entgegnet Werner düster. „Ich wollte Gutes stiften, aber still, ohne Aufsehen, ohne den Anspruch zu erheben, daß meine Form eine mustergültige, daß sie die Schablone sei, nach welcher andere eifern sollten. Und da kommt ein Nabob, um sich Titel und Rang zu erschleichen, und äßt mein Tun nach. Aber nur zur Hälfte; die Oberfläche scheint dieselbe, aber im Innern gährte Fäulnis. Wo Frieden und Glück gesät werden konnten, keimen Unfrieden, Haß und Sünde auf; wo selbstlose Liebe erbarmend weilen sollte, herrscht Betrug, arge Falschheit.“

„Du sprichst in Rätseln, Werner. Erkläre mir, was Du meinst.“

Werner berichtet, was er von Sängern gehört.

„Infam,“ ruft Witzdorf. „Doch das wird seine Strafe finden.“

Werner lachte rau und kurz. „Denkst Du, mein ehrlicher Junge, daß man sich nicht vorgeesehen, daß man nicht schlaue die Neze des Staatsanwalts, ja, nur des Strafrichters umging? Man hat keinen Gesetzesparagrafen beleidigt, man hat den Leuten freien Willen gelassen, aber man hat mit Geschick auf die geschäftliche Unwissenheit, sagen wir menschliche Dummheit, spekuliert, und für diese Handlung hat das Strafgesetzbuch unserer hohen Kultur noch keinen Paragrafen.“

„Und dieser Mensch wagt es“ — Witzdorf knirscht mit den Zähnen und vollendet nicht.

„Wann wird die Zeit kommen, wo der glorreich Büßende aufgenommen wird in die Reihe der Guten, Frommen, Reinen, wo der schlaue Sünder mit dem Pharisäerlächeln, welcher immer lügt und niemals sühnt, erkannt und verstoßen wird? Meinst Du nicht, daß wir mit diesem Verfahren in reinere und sittlichere Zustände gerieten?“

„Ich gebe Dir recht. Und ich glaube auch, daß jene Zeit kommen, daß die Gesetzesparagraphen nicht mehr allein über die Schuldigen richten werden. Ich glaube, daß wir einer Welt mit geläuterten besseren, reineren Ehrbegriffen entgegen gehen. Ich glaube es, wie ich an die stufenweise Veredelung des Menschengeschlechts glaubte. Aber bis zu diesem Zeitpunkt ist noch ein sehr weiter Weg, welcher mit den Leichnamen zahlreich umsonst Büßender besät sein wird.“

„Werner, was glaubst Du?“

„Nichts, Wittdorf! Mich hält der Eid, und mein Leichnam stellt nun getötetes Hoffen auf friedvolles Glück. Lange noch wird die stählerne Natur in mir den Körper erhalten, und wer weiß, wo er einst zur Ruhe sinkt.“

Mit verhängten Zügeln sprengen sie dahin, an Margaretens Hause vorüber, dessen Fenster im Mondenschein blinkten. Ein trauriger Friede umgab es, welcher, so schien es, hinter Werner daherjagte und ihn nicht erreichen konnte, gleichwie Margaretens Liebe ihm folgte, welche ihm Frieden und Ruhe erkaufen wollte und ihn nimmer erteilte. Vor einem hübschen, einstöckigen Hause hielten sie still. Hier wohnte einer der Bureaubeamten und hier hatte Werner zwei Zimmer für den Freund herrichten lassen, welche immer für ihn bereit standen. Sie fanden die Hausbewohner noch wach, welche die Schreckensnachricht aus dem Nachbarorte nicht ruhen ließ. Man war, wie immer, gern zu jedem Dienst bereit, und die freundliche Hausfrau eilte, die Tür zu des beliebten Gastes Gemach aufzuschließen.

„Mitternacht, Du wirst der Ruhe bedürfen“, sagte Wittdorf. „Du auch“, lächelte Werner.

Zu Wahrheit waren beide ermüdet. Mit kräftigem Säu- druck trennten sie sich.

Werner ging zuerst in den Stall. Franz war nicht da, aber der Arbeiter, welcher zu Werners treuesten Anhängern zählte, versorgte die Tiere gut. Nun ging Werner nach dem Hause, welches seine Wohnung enthielt und ungefähr zwanzig Schritte entfernt lag. Im ersten Stock brannte ein Licht, dort herrschte Krankheit. Ein Buchhalter wohnte daselbst gerade über Werner; sein Weib und Kind lagen am Typhus darnieder. Leise und vorsichtig, um die Leidenden nicht in einem, vielleicht erquicklichen Schlummer zu stören, öffnete Werner das Haus. Er konnte zart sein, wie eine Frau, wenn es Kranken galt. Und so schlich er leise über den Hausflur, öffnete leise die Tür seiner Wohnung und schloß sie. Er stand im Empfangszimmer, die Tür zu seinem Schlafzimmer war offen — Mondschein flutete herein, er brauchte kein Licht. Zimmer noch fürchtend, die über ihm Wohnenden zu stören, ging er leise vorwärts. Er stand auf der Schwelle zu seinem Schlafzimmer, das er vollständig übersehen konnte, und befremdet hielt er den Schritt an. Der Geldschrank war geöffnet, ein Mann stand davor.

„Bardakit!“ wollte er rufen.

Hatte er, der Arme, dennoch dem seinem Volksstamme eigentümlichen, ihm angeborenen Trieb zur Unehrllichkeit nachgegeben, der Sehnsucht nach Gold nicht mehr widerstehen können?

Der am Schrank Beschäftigte bemerkte ihn noch nicht. Er stand erst Sekunden vor der Tür, dem Lauscher dünk- ten es Jahre, achtzehn lange, schleppende Jahre zu sein. Jetzt kroch ein schwarzes Ding durch das Zimmer, unhörbar, lau- ernd, auf den Verbrecher zu.

War das nicht Thyras, Thyras, welcher zu warnen kam? Doch nein, das unhörbar dahinkriechende Geschöpf war kein Freund des Verbrechers. Mit einem Satz stürzte es auf ihn hin, umkammerte ihn, stieß einen rauhen, fremder menschlicher Sprache entnommenen Schrei aus. Da löste sich die Schlawheit aus Werners Gliedern, Leben pulsierte wieder darinnen und rasch war er neben den wüthend Ringenden.

„Franz“, rief er bestürzt, „Bardakit, Du Treuer“, fügte er warm hinzu.

Dann faßte er Franz mit ehernem Griff. „Mache Licht!“ befahl er Bardakit.

Der Wilde zündete eine Kerze an, und der flackernde Lichtschein beleuchtete matt und unheimlich die Szenerie und wie Richter und Schatten huschten über des Verbrechers Antlitz die Stimmungen von Zorn, Verzweiflung und Scham. Jetzt warf er das gestohlene Gut, Banknoten, Gold, Silber auf den Tisch, sich selbst zu Werners Füßen und stöhnte wild, qualvoll auf. Aber kein Wort kam über die blutleeren Lippen. Werner erstaunte. Warum der Verbrecher nicht entflo- h, da man ihn nicht hielt?

„Geh, Bardakit, lege Dich ruhig nieder“, sagte er zu seinem Getreuen.

„Nein, Master, kann ich nicht, der Bursche wird Master töten.“

Franz hatte sich wieder erhoben und stand apathisch und starr vor seinem Richter. Ein verächtlicher Blick seiner Augen traf bei der Verdächtigung des Mordes den Wilden. Und Werner sah mit Klarem, durchdringendem Blick, daß er keinen mordlustigen Verbrecher, sondern einen Unglücklichen vor Augen hatte. „Vielleicht schärft die Verbrechergemeinschaft das Auge“, dachte er bitter, vielleicht trog sie ihn, der die Tat in milderem Lichte schauen wollte, weil er selbst einst dem gleichen Affekt unterworfen gewesen.

Und wenn auch dort das künftige berechtigte Erbe, hier fremdes Eigentum angegriffen war — die Tat, die heimliche und somit ehrlose, blieb dieselbe. Nicht einmal des Einbruchs hatte sich Franz schuldig gemacht, nein, ganz wie er — des Schlüssels hatte er sich bedient. Mit einem Sarkasmus, welcher an Bitterkeit nichts zu wünschen übrig ließ, stellte Werner die Tatsache fest.

„Geh, Bardakit, ich habe mit Franz zu sprechen“, befahl er noch einmal, und der Wilde gehorchte, wenn auch widerstrebend. Leise, wie eine Katze schlich er davon, vorsorglich hinter der geschlossenen Tür wachend, um sofort zuzuspringen, wenn er einen verdächtigen Laut vernehmen sollte. Werner ließ sich an seinem Schreibtisch nieder, die Füße trugen ihn kaum und der Kopf war ihm schwer.

„Warum haben Sie das getan?“ fragte er.

Der junge Mensch antwortete nicht; seine Zähne zernagten die Unterlippe. Während Werner seine Züge mit dem herben, verschlossenen, verzweifelten Ausdruck betrachtete, gedachte er des elenden Vaters, den auch die Not in die Arme des Verbrechens getrieben hatte.

„Sprechen Sie, Franz“, fuhr er fort. „Ich kenne seit kurzem Ihres Vaters Geschichte — Sie wollten ihm helfen? Bekennen Sie, sagen Sie die Wahrheit.“

„Dem Vater wollte ich das Geld nicht geben“, entgegnete Franz.

„Einem Gläubiger also? Sprechen Sie doch, Franz, ich möchte Ihnen so gern helfen!“

Da löste sich die Starrheit, welche sich um des Burschen Herz gelegt hatte. Anstatt zu strafen, wollte dieser Mann helfen, der Mann, dessen Vertrauen er getäuscht, den er bestohlen, an

dem er sich versündigt hatte. Wieder stürzte er zu Werners Füßen nieder und umflammerte sie.

„Herr“, stammelte er wild, „die Marianne wollte ich er- ringen, und das kann ich nur mit dem Gelde.“

Um ein Weib, ein verzehrend geliebtes, gleichwie bei ihm — es durchschauerte Werner.

„Erzählen Sie mir Ihre Geschichte“, sagte er.

Und Franz erzählte, abgebrochen, unzusammenhängend, wilde Flüche gegen Santen schleudernd, heiße Liebesworte der Geliebten spendend. „Heute soll die Vorfeier zur Hochzeit sein, aber sie wurde aufgehoben wegen des Vorfalles in Sonnenburg. Aber morgen werden sie zusammengegeben, morgen geht mir Marianne verloren.“

„Weshalb haben Sie sich mir nicht früher anvertraut?“ fragte Werner.

„Herr, ich konnte nicht. Niemals seit meiner Kindheit ist ein Mensch so gütig gegen mich gewesen, außer der Marianne. Die Stiefmutter hat mich geschlagen, als ich ein Kind war, der Vater hat mich nicht beschützt. Ich konnte nicht bitten, ich habe zu keinem Menschen Vertrauen, daß er es gut mit mir meint.“

„Armer Bursche.“

„Sie sind so gut, ich bin ein erbärmlicher Mensch, ein Dieb, der den Galgen verdient. Bedauern Sie mich nicht.“

„Das müssen Sie mir schon erlauben“, lächelte Werner. „Aber sagen Sie mir noch, wie Sie den Geldschrank geöffnet haben?“

Es war ihm unerklärlich, wie er es getan. Die Schlüssel zum Geldschrank wurden allabendlich, so hatte es Werners peinliche Sorgfalt bestimmt, zu dem ersten Buchhalter getragen, welchen er zum Nachfolger für sich bezeichnet hatte. Dort hatte Franz den Schrank, in welchem sie verwahrt waren, erbrochen, indem er die Abwesenheit des Buchhalters, der mit den Spritzen nach Sonnenburg geritten war, benutzte hatte.

„Ich hatte es öfters gesehen, wie Sie den Schrank aufschlossen, auch gehört, wie Sie es dem Buchhalter erklärten. Aber Schwierigkeiten hat es mir doch noch gemacht“, gestand Franz.

„Wir müssen den Schlüssel besser bergen“, lächelte Werner.

Er stand auf. Franz erschrak. Nun wurde er gefesselt und eingesperrt!

„Herr Gott, nur diese eine Nacht lassen Sie mich frei, Herr“, rief er.

„Was wollen Sie in dieser Nacht?“ fragte Werner.

„Oben auf dem Teufelskamm wartet Marianne auf mich. Ich muß hin, Herr, das letzte Mal! Erbarmen Sie sich, lassen Sie mich die Marianne noch einmal sehen.“

Werner hatte das Geld gezählt — elfhundert Taler waren es, nicht mehr, nicht weniger.

„So viel beträgt die Schuld?“

„So viel!“

Werner nahm das Geld und händigte es Franz ein.

„Gehen Sie zu Ihrer Marianne und bringen Sie ihr das als Brautgeschenk.“

Und als der Bursche versteinert stand und sich nicht rührte, das Geld zu nehmen, drängte er es ihm auf.

„Wollen Sie nicht geschenkt haben, was Sie nehmen wollten?“

„Sie schenken es mir, Herr, schenken es mir, dem Diebe?“

„Damit Sie ein pflichttreuer Mann werden, treu dem Weibe, das Sie sich erwählt, nicht zum Verbrecher werden an Ihrer Liebe. Gehen Sie, eilen Sie zu ihr und sagen Sie ihr, daß sie frei ist.“

„Wie soll ich Ihnen danken, Herr!“ jauchzte Franz.

„Durch Treue Ihr Leben lang. Verwünschen würde ich Sie Stunde, wenn ich vernehmen sollte, daß dieses Geld Sie schlecht gemacht, segnen, wenn es Sie gerettet hat.“

„Es hat mich gerettet — ich schwöre —“

„Nicht schwören — handeln!“

„Auch das werde ich.“

„So gehen Sie.“

Franz erhob sich, haschte nach Werners Hand und küßte sie, ehe er dieses verhindern konnte. Dann ging er. Werner starrte in das Licht, das die Mücken umtanzten. „Wer doch so in der Flamme verbrennen könnte!“ dachte er.

Dann verschloß er den Geldschrank und nahm den Schlüssel an sich, griff nach seinem Hut und einem größeren Schlüssel, der an der Wand hing, und verließ leise, wie er gekommen, das Haus. Mit seiner Ruhe war es doch dahin. — Es duldete ihn nicht mehr in dem altgewohnten Raum — eine wilde Sehnsucht trieb ihn von dannen.

Langsam ging er durch die feuchtkühle Sommernacht, der Gang tat ihm wohl, er kühlte die brennenden Schläfen. — Mög- lich befand er sich vor Margaretens Haus, er schloß auf, trat ein, Finsternis schlug ihm entgegen, er entzündete ein Streichholz und stand bald darauf in dem trauten Gemach. Hier entzündete er eine Ampel, die von der Decke hing und deren Licht alle Gegen- stände in rosigem Schimmer hüllte.

Er ließ sich in einen Sessel nieder fallen, todmüde. Margare- tens Antlitz lächelte ihm zu. Aber wenn er geglaubt hatte, hier Ruhe zu finden, wie sonst in den finsternen Stunden, Ruhe durch der Geliebten sanften, gütigen Blick, so irrte er. Sie ließ sich nicht bannen, jene mächtige Erregung, welche in allen seinen Nerven pochte, von der Fußsohle bis zu den brennenden Schläfen herauf. Es war ihm, als empfinde er unter seinen Füßen glühendes Pech, in welchem er festsaß, wie in einem Sumpf. Ekelhafter, entsetz- licher Schlamm, aus dem er nicht heraus konnte! Das war der Fluch der Jugendschuld, daß er fortan jeder irrenden Kreatur folgen mußte in den moralischen Sumpf, daß er jeder dunklen Existenz nachgehen mußte, bis er fand, daß eine Unglücksstunde die ganze Wirrnis hervorgebracht! Ein irres Lachen klang durch den Raum. Wie war doch das Wort, das er vernommen?

Er trat vor das Bild, legte seine Hände auf den Rahmen, und sein Auge versenkte sich in die Schönheit des Angesichts. Es war noch von fast kindlicher Rundung, aus der ersten Jugendblüte der Geliebten.

Und wie er starrt und starrt, nehmen die Züge Leben an, die Rippen lächeln, die Grübchen vertiefen sich, die wunderbaren Augen scheinen mit sorgender, zärtlicher Bitte sich zu erweitern. Die ganze Gestalt taucht hervor aus dem Rahmen, mit kindlichen, zarten Formen. Ein gewaltiges Wetter zieht durch die Seele, ein unbekannter brennender Schmerz schüttelt ihn, strömt aus in einem Zucken, Stöhnen, einem fremden, unbestimmbaren Laut — seine Hände haben das Bild zerbrochen, das sie umklammert hielten.

\* \* \*

Die Teufelsklamm hinauf hastet Franz. Das Johannisfeuer wird droben unterhalten, ein Zeichen, daß Marianne seiner wartet.

Die Arme herabhängend und die Hände gefaltet, steht Ma- rianne und starrt in die züngelnde Glut. Ob er die Rettung bringt in der ersten Stunde, wie er es versprochen? Und wie kann sie ihm werden? Er hat so geheimnisvoll gesprochen, so rätselhaft. Wenn der Wilde nur nichts Arges begeht! Sie zuckt zusammen. Sie weiß, wie ungestüm, nein, kopflos er sein kann, wenns seine Liebe galt. Die ganze Welt hätte er vernichten mögen.

Doch, wie sie auch bangt, ein unbeschreibliches Wohlgefühl rinnt durch die jungen Glieder. So heiß geliebt zu sein, ist schön. Sie breitet die Arme aus, ihre Brust hebt und senkt sich rasch — ah, wie wars so wonnig in seinem Arm! Morgen sollte der Ver- hasste sie umfassen. Wehe, wenn sie nicht mehr zu retten war!

Sie durchschauert. Es dünkt sie plötzlich, als habe die tote Mutter kein Recht, sie in die Qual zu treiben, der Vater scheint ihr grausam, die Brüder erbärmlich. Möchten sie betteln gehen — weshalb soll sie in verlangendem Durst nach Liebe dahinsiechen?

Sollte ihr Herz in herbem Jammer durch ein ganzes Leben voll Entfagung den Todeskampf kämpfen, auf daß andere vollauf Glück, Wohlstand, Segen genössen? Nein, nein, tausendmal nein! schrie es in ihr. Franz sollte sie gewärtig finden. Das Glück wollte sie, ein süß geheimnisvolles, in der wunderkühlen Sommernacht noch kosten, dann sterben, von seinem Arm umfassen!

Wieder zog ein kalter Schauer durch ihren Leib. Sterben, während das Leben so schön sein könnte! Nur nicht an das Sterben denken mit der Sehnsucht im Herzen und den fußverlangenden Lippen. Entweichen — fliehen! Das ging schon eher. Für den Bräutigam konnte sie als gestorben gelten — er würde sich trösten — so liebte er nicht, wie Franz. Was für ein pomadiger, langsamer Bursche er war, ganz anders als Franz, der so flott war, so stolz, so feurig!

Sie sah nach Sonnenburg hinüber — die Feuerbrunst war erloschen, dunkel lag alles da. Jetzt würde der Vater nach Hause kommen und den zukünftigen Schwiegersohn zu einem „Schluck Bier“ noch mitbringen.

Wie er so verständlich die künftige Einrichtung des Hauses besprochen, wie er vorgeschrieben, was sie zu lassen und zu tun, ja, was sie zu kochen hatte. In allen Fingerspitzen hatte es ihr gepriekelt. Welch langen Sermon er für heute Abend für sie bereit halten mochte! Wie man sie suchen würde, am Herd, in der Kammer. Sie kicherte in sich hinein. Hier oben fand man sie nicht.

Die Teufelsklamm war verrufen, weil sich vor fünfzig Jahren hier ein armer Sünder herabgestürzt. Aber sie fürchtete sich nicht, denn Franz hatte sie gelehrt, daß nichts zu fürchten sei.

Und wie sie stannen würden drunten im Tal, daß auf der Teufelsklamm ein Johannisfeuer brenne. Wer mochte das angezündet haben? würden sie sich ihre Köpfe zerbrechen. Seit fünfzig Jahren hatte oben keins mehr gebrannt. Die Toren! Wie die Fichten hier mächtiger wuchsen, die Flammen hier höher loderten, als drunten im Tal!

Jetzt knackten Zweige, leise raschelte es im Laub — Marianne horchte auf — jetzt Tritte, ein keuchender Atem — jubelnd sprang sie vorwärts und stürzte geradenwegs Franz in die Arme. Er hielt sie an sich gedrückt — lange keines Wortes mächtig, teils vor Erregung, teils vom raschen Lauf.

„Gleich mit mir, Franz,“ flüsterte sie erglühend.

„Marianne, Mädchen, Du wolltest?!“

„Ich kann dem anderen nicht angehören — aber sterben, Franz,“ — sie schauderte — — „sterben kann ich im Glück mit Dir leichter, als im Leid mit jenem.“

Trog und Blut schlugen aus ihrer Stimme an sein Ohr, und ihn durchrieselte die süßeste Wonne seines Lebens. Noch wußte, ahnte sie nichts von dem rettenden Gelde, das er bei sich trug, und doch wollte sie ihm gehören, dem Vater trogen, die halb geknüpften Bände zerreißen! Da hob er sein Mädchen mit kräftigen Armen empor und preßte es an sich, und ein fröhlicher Sauchzer Klang von seinen Lippen, der ein lustiges Echo weckte und in den Bergen verhallte.

Dann erzählte er ihr, berichtete, was er Böses geplant, und wie er den Erlöser von Qual und Schuld gefunden.

„Herr Gott, Franzl, ich hab gewußt, daß Du was Schreckliches sinnst.“ Sie zuckte zusammen. „Wir wollen morgen dem heiligen Joseph und dem heiligen Christpin opfern, die bitten für uns,“ flüsterte sie.

Lange, lange sprachen sie noch von dem Kampf, welcher ihnen bevorstand, von dem Lärm, den es geben werde, wenn morgen

die Hochzeit nicht stattfinden würde. Sie wollte sofort zu einer Muhme ins Hessische gehen und dort abwarten, bis sich die Gemüter beruhigt und Franz ihre Hochzeit vorbereitet haben würde.

„Der Vater gibt nach — er hat den Vincenz selbst nicht leiden mögen,“ sagte sie. Sie waren glücklich wie die Kinder, trotz der Aussicht auf den Kampf.

Und nun faßten sie sich an den Händen und sprangen über das Sonnenwendfeuer, wie Buben und Mägdelein es zu Urväterzeiten getan. Sie jauchzten vor Lust.

Drunten aber im Tal bekreuzigte sich manch altes Weiblein, das den alten heidnischen Brauch dort hoch oben auf der Teufelsklamm üben sah. Das mußten wohl Mraunen, Hexen und Koboldgeister sein, denn redliche Menschen von Fleisch und Blut wagten erstens sich nicht an die verrufene Statt, und würden zweitens nicht durch das Feuer springen.

Anderere brachten die seltsame Erscheinung mit den Vorgängen am Johannisabend in Sonnenburg in Verbindung. Es sei eine alte Geschichte, daß in bösen Zeitläuften die wunderbarsten Dinge passierten. Und so wunderte man sich auch gar nicht, daß am nächsten Morgen die Hochzeitsgäste unverrichteter Sache das Sängeriße Haus verlassen mußten.

Die Braut war fort. Sie hatte einen Zettel hinterlassen mit dem lakonischen Bescheid: „Ich kann den Vincenz nicht heiraten und gehe zu meiner Muhme nach Darmstadt.“

Kurz, bündig und klar. Der Vater fluchte, die Schwiegermutter, welche eine Woche lang gebäckt hatte, zeterle, und der Vincenz jagte, daß Marianne noch klug getan habe, vor anstatt nach der Hochzeit wegzulaufen. Vor diesem verblüffenden Worte beugte sich die scheltende Schwiegermutter und — packte den Rücken unter Tränen ein. Ihr Vincenz bekomme noch zehn Frauen, wenn er wolle, hübschere, reichere, denen er nicht die Schuld des Vaters bezahlen müsse, beteuerte sie jedem, der es hören wollte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Wilde Nessel.

Humoreske von Otto Grund.

Der Redakteur des „Märzheimer Tageblattes“, Herr Oskar Stein, saß an seinem Schreibtisch in der Redaktionsstube und beantwortete die verschiedenen Anfragen für den Briefkasten des humoristischen Sonntagsblattes „Der fröhliche Märzheimer“.

Zwei Stunden verwandte er in der Regel wöchentlich auf diese Arbeit. Er selbst betrachtete das jedoch nicht als Arbeit, sondern als Erholung, denn der Briefkasten der Sonntagsbeilage, den er selbst erst eingerichtet hatte, war ihm besonders ans Herz gewachsen. Es bereitete ihm aufrichtige Freude, so in harmlos fröhlicher Weise zu den Lesern zu sprechen und die Leser zu sich sprechen zu lassen. Im Laufe der Zeit waren nun der Briefkastenneffen — noch mehr aber der Nichten — recht viele geworden, und der Briefkasten wies jedesmal einen stattlichen Umfang auf. Dem Herrn Onkel war das aber gar nicht lästig, im Gegenteil, er freute sich über das lebhafteste Interesse und war bemüht, den auf einen großen Kreis jugendlicher und begeisterungsfähiger Menschen gewonnenen Einfluß richtig auszunutzen. Ungefundene Anschauungen trat er immer wieder in überzeugender Weise entgegen, oft scharf satirisch, aber nie verlegend waren seine Bemerkungen, und meist wurden sie auch verstanden und dankbar aufgenommen.

So war der Briefkastenonkel gewissermaßen ein Stück Erziehler geworden, denn bei einigen Nichten und Neffen, die zu den ständigen Gästen im Briefkasten gehörten, merkte er bald geklärtete Ansichten über Gegenstände, die er mit ihnen besprochen. Und das spornte ihn an, auf den Briefkasten immer größere Sorgfalt zu verwenden. Glücklicherweise besaß er eine tüchtige Portion echten Humors und verstand es, auf jede Äußerung einzugehen und für jede den richtigen Ton zu treffen.

Was für drollige Anfragen kamen ihm da manchmal auf den Redaktionsstisch geflogen! In Umschlägen in allen Schattierungen und Formaten aus allen Größen, fein und zierlich und derb und ungelent geschrieben, in der verschiedensten Weise parfümiert oder mit Fettflecken und angefangten Ecken geziert — kurz, in größter Mannigfaltigkeit.

Und was für Anfragen! Und was für Namen! Ein wahres Kaleidoskop.

Besonders eifrig waren die Nichten. Uner schöpfl ichien ihre Lust, zu fragen und zu erzählen, und manchmal erschien es dem Onkel, als wären die Fragen eigens gestellt, um ihn zu quälen. Aber merken ließ er sich diese Erkenntnis niemals, mit guter Laune ging er auf alles ein.

Naturgemäß beschäftigten sich viele Nichten auch mit Betrachtungen über des Onkels eigene Person. Das amüsierte ihn am meisten. Meistens dachten sie sich den Onkel als behäbigen Mann mit stattlicher Tailleweite, großer Gläze und einem freundlichen Gesicht darunter. Lange Pfeife, Schlafrock und riesige Filzschuhe vervollständigten die Schilderungen. Ungezählte Grüße an die Tante und die lieben Kinder wurden ihm aufgetragen, so daß er manchmal förmlich Sehnsucht danach empfand. Er besaß nämlich beides nicht.

In der großen Verwandtschaft, die der Onkel durch den Briefkasten erhalten hatte, stand er besonders mit einem kleinen Kreise von Auserwählten auf sehr gutem Fuße. Darunter war ein Neffe Namens „Brummbär“ und eine Nichte, die sich den wenig poetischen Namen „Wilde Nessel“ beigelegt hatte. Ihre wahren Namen kannte der Onkel nicht, und es war ihm auch ganz recht. Er konnte so am unbefangenen mit ihnen verkehren.

„Brummbär“ verriet trotz seines lobigen Namens in seinen Briefen eleganten Schliß und mehr als oberflächliche Bildung. „Wilde Nessel“ dagegen machte ihrem Namen Ehre. Sie konnte tüchtig stechen. Klar, scharf und immer treffend waren ihre Behauptungen, fein humoristisch und dann wieder wie Keulenschläge. Der Onkel parierte oft nur mit Mühe, ließ aber keinen Sieb unerwidert, denn die Notwendigkeit, der „Wilden Nessel“ gegenüber stets auf der Wacht zu sein, reizte sein Interesse.

Richtig, da lagen ja auch heute wieder die beiden wohlbekannten Briefe. Zuerst wurde der von „Brummbär“ geöffnet.

Nanu — der Onkel lehnte sich in seinen Stuhl zurück — war der Brummbär denn toll geworden? — Verliebt hatte er sich! — In die Nichte „Herzblatt“, die immer so zarte poetische Briefe schrieb, von denen der Onkel hin und wieder eine Stelle zum Abdruck brachte. Er bittet um die Vermittelung des Onkels zu einer persönlichen Annäherung, zunächst um Angabe des wahren Namens der Nichte „Herzblatt“. — Dem Manne mußte geholfen werden. Aber gründlich und ganz anders, als er vielleicht glaubte.

Und der Onkel nahm einen Briefbogen — ausnahmsweise, denn die heikle Angelegenheit durfte im Briefkasten nicht besprochen werden — und schrieb voll erzieherischen Eifers:

„Mein lieber Nefse!

Ich bin entsetzt über Dein Verlangen. Es ist so außergewöhnlich, daß ich Dir heute schon einmal einen Briefbogen und etwas mehr Zeit als sonst opfern muß. Bedenke, was Du tun willst! Einer Briefkastennichte, für deren Seelenheil ich

gewissermaßen mit verantwortlich bin, so par distance, durch den Briefkasten und unter meiner Aufsicht, den Hof zu machen, kann ich allenfalls noch erlauben; aber dann ist's alle! Das merke Dir, mein Sohn! Der Briefkasten ist kein Geiratsbureau und der Onkel keine Kupplerseele.

Und nun erlaube mal, daß ich von einem anderen Gesichtspunkte, sozusagen als väterlicher Ratgeber zu Dir spreche. Es ist begreiflich, daß ein Mensch wie Du sich von einer schönen Seele, wie sie augenscheinlich aus den Briefen der Nichte „Herzblatt“ spricht, angezogen fühlt und mit ihr persönlich in Berührung zu kommen wünscht. Aber höre, da Du noch keine Erfahrungen in dieser Beziehung zu haben scheinst! Die Briefkastennichten sind eine gefährliche Sorte! Jawohl, gefährliche Sorte! Man kann mit ihnen scherzen und geistreich tun, wie gesagt, so par distance, aber darüber hinaus Hände weg! Sonst gibts einen Reinfall. Ein alter Kollege hat mir früher einmal wahre Schauer geschichten erzählt davon, Blauschürmpfe sind's, die „Herzblättchen“, „Röschen“, „Weilchen“ usw., und alte Schachteln. Jawohl, mein Junge, alte Schachteln, die keinen abgetriegt haben und nun „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege“ einen guten Fang machen wollen. Also vorgehen! Am liebsten gar nicht einlassen damit! Ich zum Beispiel würde mich niemals in eine Briefkastennichte verlieben. Immer hübsch in der richtigen Entfernung bleiben, nicht näher kommen lassen. Wer weiß, was hinter Deinem „Herzblatt“ steckt. Lüfte den Schleier lieber nicht! Das rät Dir

Dein treuer und wohlmeinender

Onkel.“

Der Onkel hatte beim nochmaligen Überlesen des Briefes allerdings das Gefühl, als ob er bei der Schilderung der Briefkastennichten doch vielleicht etwas zu stark aufgetragen hätte, denn im grunde genommen dachte er selbst angeichts der vielen schönen Nichtenbriefe nicht ganz so scharf; aber hier handelte es sich um die Rettung einer verirrteten Seele und in solchem Falle ist's schon erlaubt, die schwarzen Farben etwas dick aufzutragen. Er versah also den Brief mit der für besondere Fälle vereinbarten Deckadresse und wies im Briefkasten unter „Brummbär“ kurz darauf hin. Den Brief schickte er sogleich zur Post.

Dann kam „Wilde Nessel“ dran, d. h. ihr Brief. Beim Ausschneiden fielen zwei der bekannten Briefbogen auf den Tisch. — „Tausend'sassa, ein Gedicht!“ — „Wilde Nessel“ hieß die Überschrift. — Aha, ein Selbstporträt! Da bin ich doch neugierig.“ Und in seinen Stuhl zurückgelehnt las der Onkel:

„Brennen muß ich, denn mein Name sagt's,  
Schlagen muß ich immer neue Wunden. —  
Ach, der Name! Tief im Herzen klagt's,  
Daß ich ihn im Übermut erfunden!  
Einsam steht am Weg das böse Kraut,  
Nur verächtlich wird es angeschaut.  
O ich bitte Euch, wollt einmal nur  
Mich mit einem andern Namen nennen!  
Herrlich möcht' ich schmücken die Natur,  
Seilen möcht' ich einmal, nicht mehr brennen.  
Einmal gleich der Rose, ihm allein  
Möcht' ich blüh'n, nur einmal glücklich sein!“

„Wetter nochmal!“ rief der Onkel. „Nicht übel! Das klingt ja beinahe wie Sehnsucht. Mittelmäßige Verse, aber der Inhalt ist gut. Und gar nicht der bisherigen „Wilden Nessel“ ähnlich. — Woll'n doch mal sehen, was da in dem Brief steht.“

Da stand: „Lieber Onkel! Ich sehe Dein erstauntes Gesicht, wenn Du das heiliegende Gedichtchen durchgelesen hast. Das ist nicht Deine „Wilde Nessel“ von ehemals, und doch ist fies. Siehst Du, es gibt eben Stimmungen, in denen der Humor nicht mehr

funktionieren will, und dann gibts eben so was. Ich habe Dir das Produkt einer sentimentalen Stimmung, die hoffentlich vorübergeht, mitgeschickt, weniger, um es Dir für Deine Zeitung aufzudrängen, als um es überhaupt zu schicken. Ich bin ja schon so daran gewöhnt, Dich als lieben väterlichen Freund zu betrachten, vor dem man keine Geheimnisse hat, wenn ich diesem Freund auch manchmal scharf entgegengetreten bin. Er hat es ja auch immer mit gleicher Münze erwidert. Wenn Du das Gedichtchen auf irgend eine Weise verwenden kannst, so solls mir recht sein und mich freuen. Ich werde mir erlauben, Freitag Nachmittag um fünf Uhr persönlich Bescheid zu holen. Mit herzlichem Gruß Deine „Wilde Nessel.“

„Heiliger Bimbam!“ Der Onkel sprang auf. „Am Freitag?! Ich glaube gar, heute ist Freitag! (Ein Blick auf den Kalender.) Natürlich! Und fünf Minuten vor fünf! Na, das kann ja nett werden! — Ob ich nicht schnell die Redaktion schließe? Vor Briefkastennichten soll man sich hüten. Ein Stückchen Blaustrumpf ist sie, vielleicht obendrein noch 'ne alte Schachtel? Dem „Einjam am Wege stehen“ trau' der Teufel. — Aber nein, Oskar, Du wirst doch vor einer eventuellen alten Schachtel nicht die Flucht ergreifen! Du bist Briefkastenonkel und hast als solcher Pflichten. Also dageblieben!“

Das Selbstgespräch war noch nicht ganz beendet, als schon leise an die Tür geklopft wurde.

„Gerein!“ rief der Onkel so geschäftsmäßig wie nur möglich und drehte sich mit dem Aufgebot seiner ganzen Onkelwürde halb links zur Tür hin.

Die nächsten Minuten hatten Gelegenheit, ein recht eigenartiges Bild zu beobachten.

Onkel und Nichte standen sich sprachlos gegenüber, absolut sprachlos. Beide wollten etwas sagen, aber es ging nicht, sie mußten aufgeben.

Würdig sah der Onkel nicht mehr aus, dazu war er viel zu erstaunt über die Nichte, die ihrerseits noch viel erstaunter und verlegener war. Denn wie sah der Onkel aus! Wo waren Filzschuhe, Schlafrock, lange Pfeife, Glase und stattliche Tailleweite? Dieser junge Mann von kaum 30 Jahren konnte doch unmöglich ihr derber alter Onkel sein.

„Verzeihen Sie“, stotterte sie endlich, und neue Blutwellen kamen und gingen auf ihrem Gesicht wie eine stürmische Brandung, „können Sie mir wohl sagen, ob ich den Briefkastenonkel sprechen kann?“

Das Wort „Briefkastenonkel“ brachte den Träger dieses Titels wieder in das erforderliche Gleichgewicht. „Natürlich, mein Fräulein, Sie können ihn sprechen, ich selbst habe die Ehre, es zu sein.“ Und lachend fuhr er fort: „Ich bitte dort auf dem Sofa Platz zu nehmen. — Nach Ihrer Überraschung zu urteilen, müssen Sie ja ein nettes Scheusal als Onkel erwartet haben. Die Überraschung ist übrigens auch auf meiner Seite groß. Ich war auf eine etwas angejahrte Dame gefaßt. Noch nie empfand ich eine Täuschung so sehr und so angenehm.“

Die junge Dame hatte unterdes ihre Sicherheit ebenfalls wiedergefunden. „Sie haben wohl geglaubt, Herr Onkel“, sagte sie mit leiser Schelmerei, die ihr reizend stand, „die „Wilde Nessel“ würde auch Sie gehörig brennen wollen? Ganz so schlimm ist es nun nicht; einmal legt mir die Achtung vor dem Onkel Schranken auf, und dann bin ich auch gar nicht so wild, trotzdem ich auch im wirklichen Leben Nessel heiße. Aber Sie hab' ich mir freilich ganz anders vorgestellt. Wer konnte auch solch' jungen Onkel erwarten!“

Und nun gerieten sie beide in ein sehr anregendes Gespräch. Nachdem die Fessel der ersten Befangenheit gebrochen, konnten sie sich ja als alte Bekannte begrüßen. Es wurden nun Erinnerungen ausgetauscht, und die „Wilde Nessel“ plauderte

dabei so entzückend, daß der Onkel bald einsah, wie recht er hatte mit seinem Ausspruch: „Briefkastennichten sind eine gefährliche Sorte!“ Trotzdem bedauerte er sehr, daß die schöne Nichte jetzt aufstand mit den Worten: „Nun muß ich aber schleunigst verschwinden. Wie wirds mit dem Gedicht, der Hauptursache meines Kommens, Herr Onkel?“

„Selbstverständlich werde ichs abdrucken!“ wollte er sagen, besann sich aber schnell einen Augenblick und sagte dann mit sehr wichtiger Miene: „Darüber, mein Fräulein, kann ich mich heute noch nicht entscheiden. Ich bitte Sie, sich am nächsten Mittwoch noch einmal herzubemühen, oder nein, am Dienstag — am besten hätte ich freilich Zeit am Montag.“

„Gut, dann komme ich am Montag um dieselbe Zeit auf zwei Minuten herauf. Adieu, Herr Onkel!“ Und fort war sie.

„Donnerwetter!“ rief der Onkel, alle seine Würde vergessend und zwei Dutzendmal im Zimmer auf- und ablaufend: „Donnerwetter!“

Aus den „zwei Minuten“ am Montag wurden zwanzig, nicht mehr; aber am Dienstag erschien der Herr Briefkastenonkel in der Wohnung des Bankvorstehers Nessel und überbrachte die neueste Nummer des „Märzheimer Tageblattes“ mit dem Gedicht „Wilde Nessel“; und am Mittwoch Abend tat er ebendasselbst einen heiligen Schwur, aus dem klar und unzweideutig hervorging, daß der Junggesellenstand innerhalb weniger Monate ein weiteres Mitglied einbüßen würde.

„Brummbär“, dem der Onkel auf nochmalige Anfrage, jetzt etwas anderen Sinnes geworden, doch den Namen der Nichte „Herzblatt“ mitteilte, hatte inzwischen geschrieben, die Briefkastennichten seien wirklich gefährlich, „Herzblatt“ wäre eine männerangelnde alte Schachtel.

Der Onkel nahm die bald zur Laute avancierende Nichte auf den Schoß, erklärte ihr den Fall und sagte lachend: „Gefährlich sind sie, aber alle Schachteln doch nicht alle!“

(Nachdruck verboten.)

## Geheim-Schriften.

Kulturgeschichtliche Studie von K. Winterfeld.

Wenige Wochen, nachdem Kaiser Friedrich die Augen zum ewigen Schlummer geschlossen hatte, tauchten verschiedene Gerüchte auf von einem in „Geheimschrift“ gehaltenen Aktenstück von der eigenen Hand des hochseligen Kaisers, das bald nach seinem Tode auf rätselhafte Art verschwunden, dann plötzlich wieder ans Tageslicht gekommen sein soll. Ob dies nur eine berechnete Legende der allzeit geschwätigen Frau Tama, oder ob wirklich ein Körnchen Wahrheit an der Sache, soll hier nicht weiter erörtert werden. Aber es gibt verschiedene, recht sinnreich ausgestattete Systeme von geheimen, nur den Eingeweihten erkennbaren Schriftzeichen, ja sogar eine, wenn auch nicht umfangreiche, jedoch interessante Literatur darüber, und das Interesse für die Sache selbst ist in weitesten Kreisen vorhanden, so daß ich es wohl wagen darf, den verehrten Lesern dieser Blätter einige Details aus diesem Thema hier mitzuteilen.

Der ältesten — gewissermaßen urkundlich nachgewiesenen — Geheimschrift, insofern sie als solche von den damaligen Zeitgenossen angesehen wurde, finden wir in der Bibel, und zwar im Buche Daniel, Kapitel 5, Erwähnung getan. Dasselbst heißt es in Vers 5 der lutherischen Übersetzung: „Eben zu derselbigen Stunde gingen hervor Finger, als einer Menschenhand, die schrieben auf die getünchte Wand in dem königlichen Saal, und der König ward gewahr die Hand, die da schrieb.“ Es war

dies bekanntlich Belsazar, der König von Babel, der tausend seiner Gewaltigen und Hauptleute ein herrliches Mahl bereitet hatte. Als der König trunken war, ließ er die aus dem Tempel zu Jerusalem geraubten heiligen Gefäße bringen, und es ward daraus getrunken. Hierbei nun erschien jene geheimnisvolle Schrift an der Wand, dem Stuhl des Königs gegenüber, welche lautete: „Mene, mene tekel, upharin!“ Niemand konnte die geheimnisvolle Schrift deuten; man rief daher den Propheten Daniel herbei, der dem König seinen und seines Reiches Untergang aus den geheimnisvollen Schriftzügen prophezeite.

Heutzutage nun werden derartige „Geheimschriften“ nicht so vor jedermanns Auge entrollt; im Gegenteil: sie werden nach jeder Richtung hin in des Wortes vollster Bedeutung „geheim“ gehalten. Wie schon angedeutet, gibt es unzählige Arten von „Geheimschrift“; sie alle zu kennen, ist unmöglich, ja selbst sie alle aufzuzählen, würde doch nur Stückwerk und zugleich zwecklos sein. Dazu kommt noch, daß eine ganze Reihe dieser Systeme, namentlich die für den diplomatischen Dienst bestimmten, in steter Fortentwicklung begriffen und auch schon im Interesse der Sicherheit der ihrer sich bedienenden Staaten stetem Wechsel unterworfen sind. Die zur Zeit geltenden Geheimschriftsysteme der einzelnen Länder sind strenges Staatsgeheimnis, sind nur einem kleinen Kreise dienstlich beteiligter Personen unter dem Siegel des Amtseides bekannt und dazu von einer Kompliziertheit, die sie außerhalb jeder Erörterung und Erklärung stellt. Im Kriege wie im Frieden spielt die Geheimschrift zwischen dem Staatsleiter und seinen auswärtigen Mitarbeitern, Gesandten, Agenten usw. eine bedeutende Rolle.

Schon Julius Cäsar soll die Notwendigkeit einer solchen Geheimschrift erkannt haben und im brieflichen Verkehr mit seinen Vertrauten sich eines eigenen Alphabets bedient haben, das er selbst durch Versetzung der Buchstaben erfand, und dessen Bedeutung nur den Personen bekannt war, mit denen er sich darüber verständigt hatte. Einer ganz eigentümlichen Art, sich geheime Mitteilungen zuzustücken, begegnen wir bei den Lakädamoniern. Eine besondere Schriftsprache für den Verkehr usw. hatten dieselben nicht; zum Zwecke geheimer Verständigung im Kriege aber kannte man folgendes Verfahren: man fertigte zwei runde hölzerne Stäbe von ganz gleicher Länge und Stärke; den einen verwahrte die Regierung, den andern nahm der betreffende Feldherr mit ins Feld. Wollte man nun diesem eine geheime Ordre senden, so umwickelte man den Stab dermaßen mit einem langen, schmalen Pergamentstreifen, daß er völlig davon umhüllt war, und schrieb nun der Länge des Stabes nach die Zeilen auf das Pergament; rollte man die Streifen wieder ab, so enthielt er für das Auge des Uneingeweihten nur unzusammenhängende Bruchstücke von Silben und Worten. Der rechtmäßige Empfänger aber, der ja auch den Schlüssel dieses Schriftgeheimnisses kannte, umwickelte genau nach Übereinkunft seinen Stab mit dem Pergamentstreifen, und die abgerissenen, scheinbar verworrenen Wortteile rückten auf diese Weise in eine bestimmte Ordnung, aus welcher sich dann der Sinn der geheimnisvollen Mitteilung ergab. Da dies aber immerhin in den einzelnen Manipulationen etwas umständlich war, auch die Sicherheit des Inhalts vor unberufenen Blicken nicht immer zweifellos feststand, griff man sehr bald auf die Idee Cäsars zurück und erfand eine besondere Geheimschrift. Anfänglich war dieselbe natürlich sehr kunstlos und bestand durchgehends aus einer bloßen Versetzung der Buchstaben, z. B. so, daß a=f, b=d, e=m bedeutete, usw., oder man mischte auch wohl Schriftzeichen einer anderen Sprache darunter, z. B. griechische Buchstaben unter die lateinischen, — oder man ging noch einen Schritt weiter und setzte an die Stelle eines jeden Buchstabens ein beliebiges anderes Zeichen.

Alle die Vorteile sind so einfach, daß Absender wie Empfänger bei einiger Übung den Schlüssel zu ihrer Geheimschrift im

Gedächtnis haben konnten und einer schriftlich fixierten Erklärung der Zeichen nicht mehr bedurften. Allein ebenso leicht, wie zu handhaben, waren diese chiffrierten Schriftstücke für den geübten Forscher auch zu entziffern, auch wenn er dazu den Schlüssel nicht kannte, und zwar auf Grund folgender Tatsache: Es läßt sich nämlich ziemlich genau feststellen, wie oft gewisse Buchstaben wiederkehren, namentlich Vokale. So gehört beispielsweise im Deutschen, Französischen, Englischen und Holländischen das e, im Spanischen und Italienischen das o zu den am häufigsten vorkommenden Buchstaben der Schriftsprache. Zieht man dazu die Stellung derselben zu Anfang oder zu Ende und ihre Verbindung mit anderen, oft sich wiederholenden Zeichen in Betracht, so ist es für den Sprachkundigen nicht schwer, Schlüsse zu ziehen, welche allmählich zur Entzifferung der chiffrierten Schrift führen müssen.

Dies stellte sich schon im Altertum heraus, — schon im Altertum wurde in Krieg und Frieden das Spionwesen mit Aufwand und Geschick betrieben; das Auffangen einer Nachricht des Gegners galt namentlich im Kriege für einen größeren Gewinn als der Sieg der Waffen im offenen Gefecht. So kam man bald auf die Idee, sprachkundige Leute herbeizuziehen und speziell auf die Entzifferung von Geheimschriften einzulernen, worin es manche allerdings zu einer großen Fertigkeit gebracht haben sollen.

Gehen wir jetzt auf die praktischer veranlagte Jetztzeit über, und zwar an der Hand von Mitteilungen eines hierin als Autorität geltenden Sachverständigen. Da ist zuerst eine Art Geheimschrift, die sich allerdings zu geheimen Staatschriften nicht eignet, aber bei Privatkorrespondenz sehr dienlich sein kann, diese braucht dann nicht einmal versiegelt zu werden. Hierzu bedarf es keiner fremden Zeichen, sondern man schreibt alles in gewöhnlicher Schrift und in beliebiger Sprache, jedoch so, daß man — nach vorher getroffener bestimmter Verabredung — falsche Wörter und Buchstaben darunter mischt, wodurch allerdings die seltsamsten Sätze entstehen. Auch teilt man mehrsilbige Worte und macht unter Beifügung falscher Buchstaben aus den Teilen ganz andere Worte, die dann nur den Eingeweihten verständlich sind.

Eine gewisse Verwandtschaft mit diesem System hat eine andere, vielfach zu staatlichen Zwecken gebrauchte Methode: die Netz- oder Gitterschrift genannt. Sie besteht darin, daß nur bestimmte Zeilen und Zeilenteile im Text Gültigkeit haben, und zwar wird das betreffende Schriftstück durch ein auf das zu beschreibende Papier gelegtes Netz oder Gitter hergestellt und ebenso vom Empfänger durch Auflegung eines genau ebensolchen Netzes oder Gitters gelesen. Diese Methode läßt eine große Menge von Variationen zu und ist daher sehr beliebt. Es werden dazu eigene Gitter oder Netze von starkem Papier oder Pergament gefertigt, in welche durch Ausschneiden nach bestimmten Regeln größere oder kleinere Löcher gemacht sind. Nun wird solches Gitter auf das Papier gelegt, der Text der Mitteilungen in die Löcher des Gitters geschrieben und die nach Entfernung desselben auf dem Papier leer bleibenden Stellen durch andere, ganz nichtsagende und mit der eigentlichen Mitteilung ohne jeden Zusammenhang stehende Worte ausgefüllt. Der Schlüssel des Ganzen ist dann das Netz, von welchem natürlich Schreiber wie Empfänger ganz genau gleiche Exemplare haben müssen; der Empfänger liest die für ihn bestimmte Botschaft, indem er ganz genau sein Netz auf das Schriftstück legt.

Ebenfalls schwer zu entziffern und dabei wenig verständlich ist die Geheimschrift, die sich auf ein bestimmtes, je in den Händen beider Korrespondierenden befindliches Buch stützt, — meist die Bibel, — kurzweg unter dem Namen Buchschrift oder Buchchiffre bekannt. Dabei wird alles mit Ziffern geschrieben, und zwar

dergestalt, daß immer vier Zahlen neben- oder untereinander zu stehen kommen; die erste derselben bezeichnet die Seite des gewählten Buches, die zweite die Zeile dieser Seite, die dritte das Wort in derselben, die vierte die gelten sollende Silbe des letzteren, und wenn nötig, kann noch eine fünfte Zahl einen einzelnen Buchstaben daraus bezeichnen. Hauptsache hierbei ist, daß das als Schlüssel dienende Buch für Unberufene nicht bekannt, bezw. genannt wird.

In neuerer Zeit endlich ist das System der mehrstelligen Zahl vielfach in Anwendung. Es beruht dies auf wechselnder Verschiebung der Buchstaben. Wenn z. B. 46824 die Schlüsselzahl ist, so bedeutet dies: der erste Buchstabe des Wortes wird um 4, der zweite um 6, der dritte um 8, der vierte um 2, der fünfte wieder um 4 Stellen in der Reihe des Alphabets verschoben, so daß man z. B. für Liebe das Wort „pomi“ schreibt. In ähnlicher Weise kann auch ein Ziffernsystem mit mehrsilbigem Schlüsselwort aufgestellt werden, so daß die gleiche Ziffer niemals den gleichen Buchstaben bedeutet. Es würde für Ueingeübte vielleicht die Arbeit eines ganzen Lebens bedürfen, um solch einem Schlüsselwort oder der Auflösung einer mehrstelligen Schlüsselzahl auf die Spur zu kommen.

Zum Schluß gedenken wir noch kurz einer Art Geheimschrift, die man fälschlich „Sympathie“-Schrift genannt hat, weil sie mit sogenannter „sympathetischer“, d. h. unsichtbarer Tinte geschrieben wird, die nur durch Erwärmung oder durch sonstwelche, nur dem Eingeweihten bekannte Manipulationen sichtbar wird, wohl aber kaum mehr viel Anwendung findet. Daß aber die Handschrift mancher Leute, namentlich Gelehrter, ebenfalls in gewissem Sinne einer schwer zu entziffernden „Geheimschrift“ gleicht, davon wissen die Herren Buchdrucker ein wohlberechtigtes Klagenlied zu singen, — davon zeugt auch so mancher, den Autor wie den Leser in gelinde Verzweiflung bringender Druckfehler, den hiernach der freundliche Leser nachsichtig entschuldigen möge. Daß auch die Stenographie für den, der sie weder schreiben noch lesen kann, ebenfalls eine Geheimschrift in des Wortes vollster Bedeutung ist, möge hier nur der Vollständigkeit halber erwähnt sein.

(Nachdruck verboten.)

### Rätsellecke.

#### Bilderrätsel.



#### Arithmogriph.

- 1 2 3 4 2 5 6 7 8 5 9 10 11 Trauerspiel von Shakespeare.
- 2 1 7 4 6 Auszeichnung.
- 3 4 4 1 11 6 4 Stadt im Königreich Sachsen.
- 4 9 4 2 6 2 1 4 weiblicher Vorname.
- 2 7 4 1 Fluß in Deutschland.
- 5 1 6 4 Behälter.
- 6 10 4 9 französischer Marschall.
- 7 10 11 7 4 3 Kopfschmuck.
- 8 11 6 5 11 1 Teil des Jahres.
- 5 1 11 9 Gebirge und Fluß in Rußland.
- 9 10 6 7 4 Baum.
- 10 9 3 4 6 11 5 Stadt in Thüringen.
- 11 3 11 9 10 4 weiblicher Vorname.

### Magisches Quadrat.


- 1. Pflanze.
- 2. Versammlungsort.
- 3. Soldat.
- 4. Mensch.

In die Felder vorstehender Figur sind die Buchstaben AAAAA, B, LL, MM, NNN, UUU derart einzutragen, daß die vier wagerechten Reihen gleichlautend mit den senkrechten sind und Wörter von der beigestigten Bedeutung bilden.

### Wortspiel.

Es sind 7 Wörter zu suchen von der unter a angegebenen Bedeutung. Von jedem dieser Wörter ist durch Umstellung der Buchstaben ein anderes Hauptwort zu bilden, dessen Bedeutung unter b angegeben ist. Sind die richtigen Wörter gefunden, so benennen die Anfangsbuchstabe der Wörter unter b im Zusammenhang eine bekannte Blume.

- |                        |                       |
|------------------------|-----------------------|
| a.                     | b.                    |
| 1. Zuspitze.           | — kostbares Gewebe.   |
| 2. Abkömmling.         | — Blume.              |
| 3. Gedankenausdruck.   | — Planet.             |
| 4. Land in Asien.      | — Nutzpflanze.        |
| 5. Homerische Gestalt. | — Kirchenfest.        |
| 6. Fanggerät.          | — Befestigungsmittel. |
| 7. Gewand.             | — spanischer Fluß.    |

### Zogogriph.

Im Sturmegebrauch  
Mit n begehrt.  
Man gibts zu Haus  
Mit r dem Pferd.

### Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Aß; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).

Bei einem Vierlachs erhält H folgende Karte:  
a, b, c, dB, aA; b10; cK; dA, D, 7.



M steht am schlechtesten und geht um jedes Spiel herum, das ein anderer macht; er reizte deshalb Wenden, worauf V packte. Nun beginnt H. In rascher Folge reizt er d-, c-, b-Handspiel. M hält alles, da er selbst spielen will, obwohl er nur 3 Zählarten mit 24 Augen hat. Er denkt sich: wenn er schon einmal sterben muß, will er vorher noch sein Vergnügen haben. Deshalb sagt er a-Handspiel an. Die Karten sind so günstig verteilt, daß er das Spiel mit 63 gewinnt. Im Skat lag kein Trumpf, sondern zwei gleichwertige Karten. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

### Auflösung des Bilderrätsels.

Strebe nicht wider den Strom.

### Auflösung des Gleichklangs.

Gefahren.

### Auflösung des Zogogriphs.

Karre, Karte.

### Auflösung der Skataufgabe.

(Dreizüger von B. Marin).

- 1. Sd6-c4, dc 2. Dd4f. — 1. . . , Kc4: 2. Dc4: —
- 1. . . , Kd4: 2. Sb2. — 1. . . , cd 2. Sa3. —
- 1. . . , Sg5 2. Sb2f. —

Richtige Lösungen gingen ein von: August Schwantes, Rudolf Lohmann, Kurt Schendel, Adolf Bukofzer, R. Goede, Luise Frost, Gertrud Preuß, Margarete und Elisabeth Olbrich, Bromberg.